



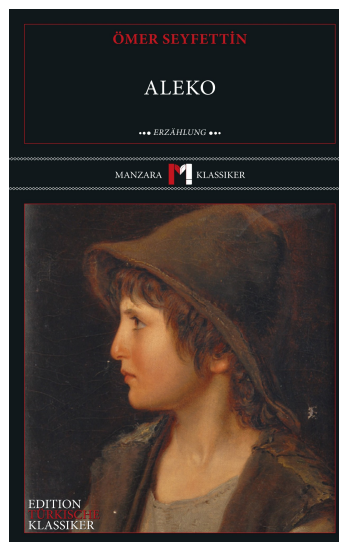
manzara

Leseprobe aus:

Ömer Seyfettin

## Aleko

Aus dem Türkischen von Patrick Bartsch



Mehr Informationen zum Buch finden Sie unter [manzara-verlag.de](http://manzara-verlag.de)

Klein Ali wachte wie gerädert auf. Er richtete sich auf und krabbelte aus den staubigen Büschen hervor, in die er sich in der Nacht zum Schlafen gelegt hatte. Warme, glitzernde Sonnenstrahlen erwärmten die Umgebung. Der Himmel war klar und wolkenlos. Über dem Gestrüpp flogen Vögel zwitschernd umher. Er stand auf. Die kurzen, starken Brombeerzweige raschelten, als er vorsichtig wie auf der Jagd auf die Landstraße trat. Er schaute nach links und dann nach rechts. Zu beiden Seiten war niemand zu sehen. Er blieb stehen. Seine großen, schwarzen Augen mit langen, gebogenen Wimpern starrten auf seine zerschlissenen Bauernsandalen. Er überlegte. In dem staubigen Ledersack auf seinem Rücken befand sich nichts anderes als eine Zwiebel und ein halbes Brot. Die letzten sechs Monate hatte er bei einem griechischen Bäcker in Gallipoli gearbeitet. Vor ein paar Tagen hatte die Regierung verkündet, dass dort bald eine Schlacht losbrechen würde, und seinen Meister mit den anderen Christen nach Anatolien umgesiedelt. In Gallipoli hatte er keinen Verwandten und Bekannten. Nirgendwo hatte er unterkommen können. Er war in sein Dorf zurückgekehrt, aber auch dort war es aus-

sichtslos. Die Häuser waren verschlossen, die Ställe leer und auf dem Platz vor der kleinen Moschee standen Pferde, Kutschen, Soldaten und Zelte. Es hieß, die Regierung habe die Bevölkerung umgesiedelt, weil hier in der Gegend bald eine Schlacht ausbrechen würde. Deshalb irrte Klein Ali nun schon seit zwei Tagen herum, um die evakuierten Bewohner seines Dorfes, seine Mutter und seinen alten Vater zu finden.

Die Kälte der Nacht und die gleißende Sonne am Tage hatten ihn abmagern lassen. Sein ohnehin dunkles Gesicht war jetzt richtig schwarz. Was hatte er für einen Hunger! Er konnte es nicht länger aushalten. Gestern Abend hatte er vorsichtshalber nicht das ganze Brot gegessen. Jetzt holte er es aus seinem Beutel und setzte sich abseits der Landstraße auf den Boden. Er drehte dieses grobschrotige Maisbrot hin- und her, bestaunte es wie den größten Schatz auf Erden und biss dann vorsichtig ein Stück davon ab. Er wagte es nicht, das Stück sofort hinunterschlucken, sondern behielt es solange im Mund, bis es sich aufgelöst hatte. Ja, die Eltern waren bestimmt in Malkara. Er erinnerte sich, dass sie dort Verwandte hatten. Wie lange würde er wohl noch auf dieser men-

schenleeren Landstraße umherwandern? Was sollte er abends essen? Während er mit der Furcht einschlief, zu verhungern, träumte er davon, sich zusammen mit den Ziegen von Sträuchern und Büschen ernähren zu müssen. Er hatte sich auch schon überlegt, wieder in sein Dorf zurückzukehren und sich unter die Soldaten zu mischen. Allerdings würden sie niemanden im Dorf dulden. Sie würden ihm eindeutig zu verstehen geben, dass der Aufenthalt dort verboten sei und ihn mit lautem Gebrüll verjagen. Woher sollte er Wasser bekommen? Bestimmt gab es eine Herberge oder eine Polizeistation auf dem Weg. Er erhob sich und sprang von der Anhöhe, auf der er gesessen hatte, zurück auf die Landstraße. Bevor er loslief, drehte er sich noch einmal um und schaute in die Richtung, aus der er gekommen war. Die Straße schlängelte sich durch eine wellige Hügellandschaft. Es waren nur zersprengte kleine Abschnitte zu sehen, die sich immer wieder zwischen den grünen Wiesen verloren. In der Ferne sah er eine Gruppe Menschen. Waren das Soldaten? Er konnte es nicht erkennen. Die Gruppe bewegte sich äußerst langsam vorwärts. „Ich warte lieber mal und bitte sie um Wasser!“ Er kletterte die Böschung hoch

und hockte sich auf der Anhöhe nieder. Er stützte seine Ellenbogen auf die Knie und legte sein Gesicht zwischen seine Hände. Er ließ die Gruppe auf der Landstraße nicht aus den Augen, die von Zeit zu Zeit verschwand und dann wieder auftauchte. Das waren keine Soldaten. Denn sie marschierten ohne jegliche Ordnung. Voller Hoffnung freute er sich, auch wenn er nicht wusste, warum. Seit zwei Tagen war er völlig mutterseelenallein in dieser weiten Einöde umhergeirrt und jetzt tauchten plötzlich diese Menschen auf. Er stand auf. Mit seinem schwarzen Gürtel, seiner blauen Filzjacke und seinem lederen Beutel sah er wie ein kleiner Hirte aus, der seine Ziegen suchte. Eine Filzmütze oder ähnliches trug er nicht auf dem Kopf. Seine sehr dunkelblonden Haare wirkten im Sonnenlicht wie Gold.

„Mensch, das sind ja Griechen!“, rief er laut.

Ganz vorne sah er einen Priester, der auf einem besatteltem Pferd ritt. Er hatte einen weißen Bart, trug einen schwarzen Turban und war in ein schwarzes Gewand gekleidet. Dann folgten Frauen mit roten Schürzen und schwarzen Kopfbedeckungen, Männer in schwarzer Filzkleidung und Kinder. Neben den mit allerlei Habseligkei-

ten beladenen Wagen trotteten Kühe, Schafe und Kühe die Straße entlang. Es herrschte ein heillooses Durcheinander. Klein Ali beobachtete, ohne sich auch nur im Geringsten zu bewegen, wie sich ihm die Karawane näherte. Das waren sicherlich die Bewohner eines Dorfes, die man vertrieben hatte. Weil er in seinem Dorf unter Griechen aufgewachsen war, sprach er sehr gut Griechisch. „Ob ich mich ihnen wohl anschließen darf? Vielleicht gehen sie ja bis nach Malkara!“, überlegte er. Aber sie würden unter sich keinen Türken dulden. Sie würden einem Türken keinen Bissen Brot, geschweige denn einen Tropfen Wasser gönnen. Mit starren, funkelnden Augen beobachtete Klein Ali, wie die Karawane näher kam. Er rührte sich nicht im Geringsten. Der Priester sah ihn schon von weitem. Als die Karawane ihn erreichte, sprang Klein Ali auf die Landstraße zurück und ging schnurstracks auf den Priester zu. Auf Griechisch sagte er:

„Bitte, gebt mir etwas Wasser!“

Der Priester zog an den Zügeln seines Pferdes. Als es stehenblieb, kam hinter ihm die Karawane ins Stocken und blieb schließlich ebenfalls stehen. Frauen, die